

heißt „s Juhz zobur“, oder wenn der Reichenauer sagt: „iech hoas ba Neum'n g'kauft“, dagegen a Uderwitz und a d'r Eibe so recht gemütlich zu hören ist: „iech hoas ba Neumoanne gekooft“ oder wenn er uns von all den besonderen Eigenheiten der Weigsdorfer, Seishennas-dosa (Seishennersdorfer), Neugierschdorfer, Abersch-bächer, Spram'ger (Spremburg), Beercher (Beiers-dorf), Röhner (Rohnauer) und ihren Nobbarn den Rüstallern und noch vielen anderen Dörflern mit ihren Idiomen plaudert, so ist schon dies des Beweises genug, daß er sich auskennt in der Lausitz und ihrer Sprache. („Wortspiele aus dem südlausitzer Winkel“ Seite 86 in Nr. 8 vom 16. April 1922 des 3. Jahrganges der Oberlausitzer Heimatzeitung.)

In der Vollkraft seiner Jahre stand Wilhelm Friedrich, als er zur Feder griff, um für seine Heimat unvergängliche, geistige Werte festzuhalten. Anregung zu seiner schriftstellerischen Tätigkeit gab ihm die Bekanntschaft mit einem bayerischen Bauerntheater. In einem Briefe äußert er selbst: „... Veranlassung, in unserer heimischen Mundart zu schreiben, gaben mir die Schlierseer mit ihrem Oberbayerischen Bauerntheater. Ich sagte mir, was die können, können unsere Lausitzer auch, unsere heimische Mundart ist nicht weniger grob, denn die bayerische...“

Seine erste Arbeit erschien 1902. Die Titelarbeit „Basen-Wenz“, der „Worm-Franz von Huhwal“ und „Der Kraker Moan“ bildeten drei humoristische Vorträge im sächsisch-böhmischen Grenzdialekt, womit er einen erfreulichen Anfangserfolg erzielte. Kann das noch als ziemlich prosaische Arbeit angesehen werden, so waren die bald folgenden Arbeiten schon mit wesentlich mehr dramatischer Vertiefung geschaffen. Dies sind der Schwank „Anno 66“ und die Volksstücke „s Gescheeche“, „Der Schützenkönig“ und „Die Entführung“. Zu dem letzten nahm er den Stoff aus der Reichenauer Ortschronik. (Es spielt 1594.)

Wie feinsinnig und tiefschöpfend die Heimatdichtung Friedrichs ist, zeigt vor allem sein 1907 erschienenes Werk „Hennerch Lobels Feuer“, das als sein bedeutendstes betrachtet werden kann und seinen Ruf sehr bald gefestigt hat. Schon der Titel (Heinrich Gottlobs Feuer) zeugt davon, wie es Friedrich versteht, auch im einzelnen Lausitzer Eigenarten treffend zu zeichnen. Der Stoff zu dem Stücke, das 1847 spielt, stammt aus der Reichenauer Ortschronik und ein gut Teil der Personen entspricht der Wirklichkeit. Bei seiner Uraufführung hatte es eine gewaltige Wirkung, die ihm noch heute zu eigen ist. Vor allem waren es die im 5. Bild vorkommenden alten Reichenauer Volks-tänze, die ganz besonderen Beifall fanden. Friedrich darf mit Recht sagen, daß er die schönen, alten heimatlichen Tänze der Vergessenheit entrisen hat. Interessante chronikale Einzelheiten über den Stoff dieses Stückes gibt uns L. Engelmann in einem Aufsatz „Nachlänge zu W. Friedrichs Hennerch-Lobels Feuer“ (Oberl. Heimatztg. Nr. 27 des 1. Jahrg. vom 3. Oktober 1920 Seite 322.)

Neben den nächstfolgenden Werken „Der Strohh-Kranz“ (1909), wozu er den Ortsgeschichten von Reichenau und Hirschfelde den Stoff entnahm und dem 1910 entstandenen Weihnachtsmärchen „Mönches Schteon“ verdient das 1914 erstmalig aufgeführte,

im Verlage von Alwin Marx, Reichenau, erschienene Schauspiel „Aus der Franzosenzeit“ hervorgehoben zu werden. Nach einer durch besondere Ereignisse herbeigeführten Pause in dem Schaffen des Dichters entstand dieses Werk anlässlich der Weihe des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. Wieder gab ihm die Ortsgeschichte den Stoff. Das Stück hatte aber bei der Uraufführung nicht den rechten Erfolg. War man sonst gewöhnt, in den Werken Friedrichs einen ganz bestimmten Humor anzutreffen, so trat hier an seine Stelle tiefer Ernst. Erst im Herbst 1920 wurde dem vor Kriegsausbruch geschriebenen Schauspiel ein außerordentlicher Erfolg zuteil und sein Schöpfer wurde dabei wie ein prophetischer Seher geehrt.

Dann mußte der Dichter eine Zeit fern der Heimat verleben. Wohl mag ihm das nicht leicht gewesen sein, aber als er zurückkehrte in die geliebte Heimat und ihn wieder die alte, vertraute Scholle trug, da machte sich auch seine alte Schaffenskraft von neuem fühlbar.

Dem im Sommer 1916 erschienenen „Gesühnt“ folgte Ostern 1917 das schöne Volksstück „Onser Gründornscht'gjonge“. Frikzel, der Gründonnerstagsjunge deshalb genannt, weil er gerade an diesem Tage die unbewußte Mission erfüllt, zwei Herzen, die sich einst liebten, aber dann verloren, wieder einander in Liebe und Frieden zuzuführen, ist eine gar herzerfrischende Figur. Friedrich entwickelt gerade in diesem Stück seine Gestaltungskraft in einer Weise, die alles, was darin geschieht, so natürlich überzeugend wirken läßt, als könne es einfach nicht anders sein. Das unvergleichlich schöne Motiv der Kinder, die zum Gründonnerstag Brezeln „batteln gieh“ — ähnlich dem Kuchen-singen anderer Gegenden — hat auch durch die Hand des jungen, sehr begabten Künstlers Paul Sinke-witz-Ebersbach eine gut gelungene bildliche Wiedergabe gefunden.

„Gu'n Morg'n, gu'n Morg'n zom Gründornscht'g!
Gibt ons woas an Battelsaak, lost ons ne so lange stiehn,
Mer müß'n a Häusel wetter gieh'n...!“

Den 1917 erschienenen „Engelkreuzer“, bis jetzt nur als Manuskript vorhanden, hält der Dichter selbst für sein schwächstes Werk. In seinem letzten Stücke „Das sterbende Dorf“ (1921 bis 1922) zeigt er uns wieder die ganze, heimat-treue Liebe seines Herzens, das mit all seiner Bescheidenheit so fest in der Lausitz wurzelt, daß es jedem Sturme standzuhalten vermag und stets den starken Willen aufweist, der Heimat alles erhalten zu helfen, was eine neue Welt und ihre Anschauung unbarmherzig zertreten will. — —

Durch seinen Aufenthalt nahe der sächsisch-böhmischen Grenze hat er auch Gelegenheit gehabt, das Leben und das Los der Schmuggler zu beobachten. In poetischer Anschaulichkeit schildert er es in seinen Prosaarbeiten, wobei er zeigt, daß er die Prosa in hochdeutscher Sprache geschickt zu behandeln versteht. („Schmugglerlos“ S. 150 in Nr. 13 v. 21. März des 1. Jahrg. d. Oberl. Hmtztg.). Verschiedentlich ist er auch schon angegangen worden, einen derartigen Stoff doch einmal dramatisch zu behandeln, was bei dem in letzter Zeit durch die Valutaverhältnisse bedingten Wiederaufblühen des Schmuggels auch sicher Interesse erwecken würde. Aber Wilhelm Friedrich ist zu bescheiden und viel zu sehr fühlender Dichter, als daß er mit solch sensationeller Arbeit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken versucht. Immerhin